

Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saalthal.)

Anzeigen
werden die Spalte oder deren Raum mit 20 Bg. für Halle mit 15 Bg. berechnet und in der Expedition, von unseren Annoncisten und allen Annonc-Expeditoren angenommen.
Retonnen die Zeile 60 Bg.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.

[Der Nachdruck unserer Original-Artikel ist untersagt.]

Bezugspreis
für Halle vierteljährlich 2,50 M., durch die Post 3 M., zweimonatlich 2 M., einmonatlich 1 M., ohne Bestellgeld.
Bestellungen werden von allen Reichspostanstalten angenommen.

Für die Redaktion verantwortlich
S. Dr. H. Wolf in Halle.

[Zweimonatliche Verbindung mit Berlin und Leipzig.]
Kaufplatz-Nr. 178.

Zweimonatlicher Tabernakel.

Nr. 28.

Halle a. d. Saale, Donnerstag den 2. Februar

1888.

Abonnements-Anzeige.

Bestellungen auf die „Saale-Zeitung“ für die Monate Februar und März werden von allen Reichspostanstalten, für Halle von der unterzeichneten Expedition und den bekannten Ausgabestellen unempfanglich angenommen.

Die Expedition.

Der bewaffnete Friede.

Den Militärden, welche der volkswirtschaftliche Gelehrte und ehemalige österreichische Minister Dr. Schäffle in seiner Broschüre „Der nächste Krieg in Zahlen“ aufmarschieren läßt, dürfen sich die ebenfalls nicht allzu bescheidenen Hunderte von Millionen ebenfalls anreihen, welche der derzeit großartigste europäische Friede verschlingt. Dr. Schäffle hat auf ein Haar ausgerechnet, was der Krieg dem zitternden Weltteil kostet; so ist es denn nur recht und billig, auch zu erfahren, was die Frucht vor dem Kriege den Bürgern für Opfer anseht. Wenn man im Kriege nur von Opfern des Blutes spricht, so wird man in dieser, dem Kriegskoste gewöhnlichen Friedenszeit von Kriegen der Kultur sprechen dürfen, welche geschätzt werden und seit Jahren und Jahren schon gebracht werden auf dem Altar des sogenannten Friedens. Wir beschränken seinen Augenblick, daß es nach Lage der Dinge nicht anders sein kann, aber wir besagen trotzdem, daß es so ist. Wie der Lebensgehalt des Individuums erst durch die Ausgaben, die daselbst erfüllt, höhere Weise erhält, und wie man nicht benennen, der seine Tage in ständiger Leichtigkeit dahinführt oder in ständiger Mühsal dahinzieht, in eine Linie stellen kann mit dem getragenen Mensch, der Großes und Gutes gewirkt und geschaffen, so auch ist der Inhalt des Volkslebens nur nach dem Maße der Kulturarbeit zu schätzen. Wir setzen nun in folgender Zusammenstellung die Ziffern des Militärkostes für die wichtigsten europäischen Staaten neben deren gesamteten Staatsbedarf und ihre Bevölkerungsgröße:

Land	Staatsbedarf Millionen	Reinerhaltung Millionen	Bevölkerung Millionen
Deutsches Reich	686 M.	431,3 M.	46,8
England	133 M.	35,8 M.	35,2
Frankreich	314 M.	90,4 M.	37,6
Italien	1700 M.	342,5 M.	29,7
Oesterreich-Ungarn	896 M.	133 M.	37,7
Rußland	600 M.	245 M.	55

Auf den Kopf entfallen in Deutschland 9,2 M., in Frankreich 24 M., in Italien 11,5 M., in Oesterreich 3,33 M. Die Ausgaben für England und Frankreich sind die Summen für die Bevölkerung zum vorigen Frühjahr noch beträchtlich erhöht. In dem Ansatze für Oesterreich-Ungarn wurde der Staatsbedarf beider Reichshälften mit dem Reichsbedarf, soweit dieser davon nicht enthalten ist, in eine Ziffer zusammengezogen. Die Kosten der Kriegsverwaltung gegenüber dem übrigen, dem eigentlichen Kulturbudget sind in Frankreich und Rußland auch die relativ größten; sie betragen für beide Staaten ca. 28 Proz. des gesamteten Staatsverdienstes, während Italien am wenigsten, nämlich nur 20 Proz. seiner Ausgaben für den Militärkost verwendet, diese be deutende Verhältnißzahl ist für

Rußland ein Ausdruck seines Kulturniveau, für Frankreich aber ein Ausdruck seiner Politik. Auf Preußen entfallen nach einer ungefähren, durch die bundesstaatliche Gestaltung Deutschlands erhoherten Berechnung 308 Mill. M. an Militärkosten bei einem gesamtstaatlichen Bedarf von 1299,4 Mill. M. und einer Einwohnerzahl von 28,3 Millionen.

Das gesamtete Friedensverdienst der obengenannten Staaten für den Krieg, oder, wenn man will, ihr Kriegserforderniß für den Frieden beläuft sich auf ca. 3200 Mill. M. Für ganz Europa kann man es auf etwa 3770 Mill. M. für das Etatsjahr 1887 mit voller Berechnung schätzen. Die außerordentlichen Kredite für Heereserfordernisse, die in Frankreich mit 86 Mill. Frs. und in Oesterreich-Ungarn mit rund 120 Mill. M. bewilligt wurden, blieben außerhalb obiger Anätze.

Folgende Ziffern zeigen uns das erschreckende Wachstum des Militärkostes gegenüber den Budgetziffern zu Beginn des letzten Jahrzehnts: es betrug nämlich das Erforderniß der Heeres- und Marine-Verwaltung obiger Staaten im Jahre 1876:

Land	Ziffern 1876	Ziffern 1887
Für Deutschland	378 Mill. M.	378 Mill. M.
England	516	516
Frankreich	500	500
Italien	200	200
Oesterreich-Ungarn	250	250
Rußland	204	204

Zusammen: 2517 Mill. M.

Wo bleibt aller Kulturtrieb gegenüber solchen Resultaten einer langen Friedensperiode, wie sie die Gegenüberstellung der beiden Zifferngruppen zum Ausdruck bringt? Wir wollen noch einige wenige Daten hierherheben, um den Vergleich des Militärkostes mit den staatlichen Verwendungen für den wichtigsten Zweig der staatlichen Kulturfürsorge, die Volksbildung zu ermöglichen.

Man stelle also im Geiste neben die erste Tabelle folgenden Aufwand der Großstaaten für Unterricht, Wissenschaft und Kunst:

Land	Ziffern 1876	Ziffern 1887
Preußen	60 Millionen Mark	60 Millionen Mark
England	5,2	5,2
Frankreich	191	191
Italien	57,9	57,9
Oesterreich-Ungarn	27,4	27,4
Deutscher	20,9	20,9

Die Bedeutung aller dieser Zahlen liegt offenbar nicht allein in der Größe der Kosten, welche die Notwendigkeit einer steten Kriegsbereitschaft sämtlichen Staaten auferlegt; der Selbsthaltungstrieb drängt die Staaten, die fortwährende Erfüllung ihrer Kulturaufgaben aus Sorge um ihre Existenz und Unabhängigkeit zu bekräftigen. Unter diesem Gesichtspunkte erkennen wir in der Frage, ob die gegenwärtigen Zustände als unabwehrbare Nothwendigkeit hingenommen werden müssen, eine Frage der europäischen Kultur und Zivilisation.

In immer stärkeren Umfassen tritt aus den trockenen Daten der Finanzstatistik dem Volke das fürchterliche Problem entgegen, das die Spähne der Zeit den europäischen Völkern zu lösen aufgibt: Von ihnen bedroht die europäischen Staaten — und zwar je vorgeschrittener die materielle und geistige Entwicklung eines Volkes ist, desto intensiver — die soziale Revolution; von Außen droht die Barbarei des Orients und der Chauvinismus des Westens mit dem Verlusse der staatlichen Existenz und nationalen Unabhängigkeit. Auf der einen

Seite tönt immer lauter und wilder der Ruf der Massen nach sozialer Hebung zu den lebenden Staatsmännern empor, und auf der andern Seite verlangt das oberste Gebot des Staates — die Pflicht seiner Selbsterhaltung: die ängstliche Anspannung seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Woher nimmt dieser Staat die Mittel zu sozialen Reformen, um so die umsturzdrückenden Genossen zu beschwören? Und mit welchen Mitteln — nach dem berühmten Worte S. St. Mills — werden in sozialen Dingen nicht einmal kleine, sondern gar keine Erfolge erzielt. Das sind die ehernen Klammern des Dilemmas, in welches die gegenwärtige Entwicklung der Kulturstaaten Europas zu treiben scheint.

Politische Uebersicht.

Die „St. James Gazette“ bringt die folgende höchst sensationelle Mitteilung über eine neue Verabredung gegen das Leben des Czaren. Das Blatt hat dieselbe direkt von St. Petersburg erhalten und vertritt die Wahrheit des Berichtes bis ins einzelne. „Der Czar ist wiederum mit knapper Noth der Ermordung entgangen, und hat er seine Errettung in seiner Weise den Vorkehrungsregeln der Verhörenden zu verdanken. Vester Tage wurde ein im Sterben liegender Offizier ins Hospital gebracht. Er hatte sich ins Herz geschossen und die Aerzte erklärten sofort, daß die beigebachten Wunden tödlich seien. Nachdem man ihm dieses mitgeteilt hatte, sprach er den Wunsch aus, wichtige Entschlüsse zu machen. Man schickte sofort nach den Verhörenden. Aber ehe diese ankamen und ehe überflüssige Zuhörer aus dem Zimmer entfernt werden konnten, gestand er, daß er verurteilt habe, sich selbst zu tödten, weil er den Kaiser nicht habe ermorden wollen. Als Witzstück einer revolutionären Gesellschaft habe ihn das Verbrechen getroffen, den Mord zu begehen. Nur weil letzten des Verurteilten, für deren Ehren nach Ansicht der Verhörenden diese Mittheilungen nicht bestimmt waren. Die ganze Angelegenheit verlor sich, da aber zwei von ihnen den höchsten Ständen angehört und im Hospital angelegt waren, wurden sie nach einer scharfen Verwarnung entlassen. Die obigen Nachrichten kommen von einem, welcher selbst den ersten Theil des Geschäftes des Sterbenden angeordnet hat. Sie verdienen deshalb absolutes Vertrauen. Als die Verhörenden am Bette des Sterbenden ankamen, lauschten sie gespannt seinen Mittheilungen, nachdem sie zu Protokoll und eröffneten dann ein Kreuzfeuer von Fragen auf den Offizier, welches aus einem gefunden Mann hätte erschöpfen müssen. Mit welchem Desultat, ist unbestimmt. Ob der Offizier seine Mittheilungen oder einen Schlüssel zu ihrer Entscheidung bekannt gegeben hat, wissen nur die Deutenden, welche die Aussagen niederzuschreiben.“ — Natürlich müssen wir dahingestellt sein lassen, ob die vorstehende Mitteilung auf Wahrheit beruht. Daß aber in Rußland die nihilistischen Unternehmungen nicht von der Tagesordnung verschwunden, beweist auch die folgende telegraphische Mittheilung:

Wien, 31. Jan. Der „Regierungsanzeiger“ meldet: Im Befehl des Kaisers wurden am 6. Okt. v. J. folgende acht Personen einer beiderseitigen Seite des Senats für Staatsverbrechen zur Anklage übergeben: Die Sienbürger Dr. Ehrlich und Peterowski, Hofrath Dr. Fickens, Gubernator Alexandrin, Kleinbürger Schindler, Frau, Beamtenfrau Trinitostolaja und Kleinbürgerin Sebestowa. Dieselben waren angeklagt, einer geheimen revolutionären Vereinigung, die sich die Partei der Narodnaja Wola nennt, beigetreten zu sein und zum Zwecke der Vernichtung kaiserlicher Thronen

[9] **Indith Fürke.**
Roman von Abba Kaufstibe.
Autorisirte Uebersetzung
aus dem Dänischen von Mathilde Mann.
(Fortsetzung.)

Es ärgerte Indith im Interesse des einfach denkenden Kaufmannes. Sie hätte es um alles in der Welt nicht fertig gebracht, durch ein überlegenes Köpchen zu veranlassen, daß sie selber sich oft erhaben fühlte über den kindlichen Standpunkt ihrer Leute. Sie fand das Leben in dem städtischen Langweiligkeit, trivial und geistlos, seine Berechnung reizte sie jedoch. Er entwarf so gar nicht ihren Träumen, er hatte alle ihre Illusionen vernichtet — sie war tief verlegt, ja empört!
Weshagen behandelte er den guten Herrn Millesen so von oben herab? Dieser hatte sich doch durch eigene Kraft und, obwohl er Millesen hieß, heraus gearbeitet, hatte geparkt, statt zu beschwehnen, war ein nützlicher Bürger und ein unabhängiger Mann. Wie konnte ein Herr Danner es nur wagen, so auf ihn herabzusehen?
Ihre Schicklichkeit verließ sie völlig, und als Herr Millesen sich mit einem: „Nun, Fräulein Indith, verachten denn Sie unsere kleine Stadt auch?“ an sie wandte, ergriß sie die Gelegenheit, sich mit einer bei ihr seltenen Wärme auf die Seite des Bürgers und arbeitenden Mannes zu stellen. Sie wünschte zu zeigen, wie weit höher sie die fauer erkämpfte Stellung schätze als angeborene, unverdiente Vorrechte. Sie trieb aber, wenn sie gelaugt hatte, Dank und Aufmunterung von denen zu ernten, die sie so warm in Schutz genommen. Die feindselige Opposition, die Gefahr vor der Geld- und Plutokratie waren dem Kleinbürger so sehr eingepreist. Seine preiswürdigen Gewinne, seine selbstherrlich erregende Demuth reizten und erregten sie mehr und mehr. Sie ärgerte sich, daß er nicht einsehen konnte, daß sie auf seiner Seite stand, sie wurde immer eifriger und ihre Wangen glühten vor Erregung.
Da begegnete ihr Blick dem Johann Banners. Soweit wie die aristokratische Ruhe seiner Züge es gestattete, machte

es den Eindruck, als amüsiere er sich über sie, daß spöttische Lächeln trat deutlich hervor — ja, es war unverkennbar, er machte sich lustig über sie.

Da schwing sie plötzlich. Sie sah ein, daß sie sich lächerlich gemacht hatte. Ein peinlicher Gedanke überkam sie, Thränen traten ihr in die Augen und das Blut stieg ihr in die Wangen. Ein wilder Schmerz, ein brennendes Weh ergriß sie. Dann wurde sie plötzlich leuchtend, ihre Mundwinkel zitterten, und es entstand eine peinliche Pause.

„Allo, wir sprachen von der Jungfrau“, begann Herr Millesen zartfühlend, „da wäre es wohl das Beste, wir setzten unsere Unterhaltung fort.“

„Das wäre wohl das Beste.“

Seine Antwort klang in ihren Ohren wie die schlimmste Verleumdung. Sie zog ihre Lippe hervor und stand auf. „Ich habe keine Zeit mehr“, flammte sie, „ich muß gehen. Adieu, Frau Millesen!“

„Adieu“, Fräulein Fürke! Viele Grüße für Ihre Frau Mutter!“

„Ich danke!“ Damit machte sie den Herren eine steife Verbeugung. Herr Danner sprang auf, machte eine fast noch tiefere, ehrfurchtsvollere Verbeugung als vorher und setzte darauf das Gespräch mit dem Kaufmann fort.
Zuhause angekommen, vernahm sie es, mit jemandem zu sprechen. Sie ging in den Garten hinab an den Platz, von wo aus sie am Morgen die sonnenbeschienenen selber übersehen; aber die Aussicht wollte ihr gar nicht mehr gefallen, und als ihr die Gedanken einfielen, die sie am Morgen hier gehabt, überzog eine brennende Röthe ihre Wangen.

„Ich hörin — wels? kindlichen Streich habe ich doch begangen!“

Sie befand sich in heftiger Erregung. Sie wußte kaum, wenn sie am meisten zürnen sollte, ihm oder sich selber, sie wußte nicht, ob es Herzog oder ihre getäuschten Hoffnungen oder über den gänzlichsten Mangel an Stolz und Selbstgefühl war, dessen Zeuge sie gewesen, was sie mehr empören sollte, seine Ueberlegenheit oder der thörichte Eifer, mit dem sie Dinge und Menschen vertheidigt hatte, die ihrer Vertheidigung nicht werth waren. Aber eine Dürreheit, eine Verwundung, die härter waren, als sie dieselben je bisher empfunden, über-

mannten sie. Weinen konnte sie nicht; am liebsten hätte sie sich auf die Erde geworfen und laut geschrien. Sie preßte die Hände gegen ihre Lippen und bis auf ihre Finger, bis ihr der Schmerz Thränen in die Augen trieb, und wenn ihr dann kein spöttisches Lächeln wieder einfiel, murmelte sie: „O! wie ich ihn hasse — wie ich ihn hasse!“
Wen sie aber am meisten hoffen sollte, ihn, sich selber oder die ganze Welt, das wußte sie noch immer nicht.

Einem Monat später sahen Frau Indith und Indith in der blühenden Jasminlaube im Garten des Protectors. Die Jahreszeit war eigentlich reichlich vorgeeilt, um im Freien zu sitzen, aber der Sommer hatte als letzten, warmen Gruß noch ein paar schöne, sonnige Tage gesendet.

Indith, die sich nur selten mit Handarbeit beschäftigte, hielt ein Buch in der Hand, aber sie las nicht. Die weisen, fleißigen Hände der Mutter halfen emig, doch legte sie häufig die Arbeit in der Schoß, um einen kleinen Theil um die Schultern zu ziehen. Indiths kleiner Stiefvater spielte und lachte in der Nähe der Laube.

„Es ist mir unverständlich, wie selbständige Menschen sich so weit erziehen können, vor irgend einer Art von Aristokratie zu kriechen. Es widerspricht meiner Natur so völlig, vor meinem Vorgesetzten zu kriechen und mich über Niedrigstehende zu erheben!“

„Sie sehr du deinem seligen Vater gleich“, rief die Mutter mit liebevoll wehmüthigem Blicke aus. „Dein ganzes Leben, die Art und Weise, wie du den Kopf zurückwirfst, deine Anschauungen — alles gleich ihm! Aber Indith, niemand war mehr bereit wie er, seinen Vorgesetzten den nöthigen Gehorsam und Respekt zu bezeugen.“

„Ja, als Soldat! Aber das weiß ich, er froch nie — niemals! Wenn ich wirklich Ueberlegenheit begegne, jemandem, der wirklich meiner Verehrung werth ist, so werde ich mich vor ihm beugen, und zwar mit Freuden. Aber zu sehen, wie sie alle vor einem Manne kriechen, der nichts gethan hat, als sich selber ruinieren, der seine Pflichten veräußerte, seine Jugend vergeudet, und dessen ganze Lebensarbeit in einer unbedeutendlichen blässlichen Arroganz besteht — das empört mich und

